

Der anschließende Beitrag aus der Feder von Klaus Weigle handelt von der Geschichte einer nicht gehaltenen Totenrede: Weigle (Jahrgang 1926), der sich ein Jahr nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus der KPD anschloß und sehr schnell – 1950 – als junger Mann ohne Traditionsbindung im kommunistischen Milieu vom KPD-Parteivorstand zum Landesvorsitzenden in Schleswig-Holstein ernannt wurde – was er (mit einem zwischenzeitlichen Exkurs nach Hessen) bis zum Verbot der Partei 1956 blieb – dieser Klaus Weigle hatte seinem Genossen, Weggefährten und Freund Hein Meyn versprochen, im Todesfall die Rede zu halten. Weigle genoß das Vertrauen vieler im Lande und sprach nicht selten am Grabe verstorbener Kommunisten – auch dann noch, als er 1968 nicht der DKP beitrug, in der sich die Kommunistische Partei des Landes „neukonstituierte“; wie sie selbst es sah. Weigle hatte zwar noch während der Illegalität als unabhängiger Bewerber um ein Bundestagsmandat kandidiert und auch die staatlichen Repressionen zu spüren bekommen; und doch war er in gewisser Weise auf Distanz gegangen, ohne allerdings mit dem Kommunismus zu brechen. Er war organisatorisch ungebunden, aber die alten und jüngeren Genossinnen und Genossen und ihre politischen Ziele und Aktivitäten blieben ein zentraler Bezugspunkt in seinem Leben. Hein Meyn hingegen, 1906 in Kiel geborener und in Hamburg aufgewachsener Arbeiter, der in kommunistischen und Gewerkschaftskreisen als Institution galt, hatte während der NS-Zeit unter massiver Verfolgung, nämlich 12 Jahren KZ-Haft gelitten. Als er nach Kriegsende die KPD im Bezirk Wasserkante mitaufbaute, da schickte ihn 1946 der neugewählte Bezirksvorsitzende Gustav Gundelach nach Lübeck, um die dortige Parteiorganisation zu leiten. Dort blieb er schließlich und wurde wie für Klaus Weigle so auch für andere Jüngere eine Art Identifikationsfigur.

Hein Meyn stirbt in den ersten Tagen des Jahres 1993. Und Klaus Weigle redet nicht. Warum, wird bei der Lektüre des Textes bald deutlich: Unmittelbar nach dem Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ hatten sich die beiden Freunde im Denken so auseinandergeliebt, daß nicht klar sein konnte, was im Interesse des Verstorbenen wäre. „Es gab Fragen, über die man auch in einer Totenrede nicht hinweggehen konnte.“ Keine große und in solchen Fällen übliche Trauerfeier, sondern die vom Verstorbenen gewünschte kleine im Freundes- und Familienkreis stattfindende Seebestattung symbolisiert diese Unsicherheit – und verhindert, daß der Freund Weigle, aus der Sicht der letzten organisierten Kommunisten inzwischen mehr als ein „Erneuerer“, eher ein Renegat, mit „Bewahrern“ und anderen Ehrenrednern zusammenprallt. Es bleibt das Gefühl des gebrochenen Versprechens. Weigle legt sich selbst – und auch anderen – Rechenschaft ab über die Gründe für den Vertrauensbruch, und er löst sein Versprechen ein, wenn auch verspätet und in unerwarteter Weise. Diese gedankliche Revision einer kommunistischen Lebensgeschichte in Deutschland geht weit über ihren eigentlichen Anlaß hinaus.

Am Ende einer historischen Epoche ist eine nicht gehaltene Trauerrede auch ein Symbol, ein irritierendes freilich, das in vielen Farben schillert: Wenn Weigle um seinen Freund trauert, dann ist auch die Leitidee gemeint, die sie beide vereinte. Aber es ist auch Wut zu verspüren,

## Uwe Danker, Detlef Siegfried: Wie trauert man um einen Kommunisten?

Randbemerkungen zu  
Klaus Weigles nicht gehaltenen  
Totenrede auf Hein Meyn

Selbstzweifel und bei alledem doch auch eine gehörige Portion Trotz.

Heraus kommt eine eindringliche und nachvollziehbare Geschichte: Eine erzählte, konkrete Geschichte, eine Bewertung, auch eine subjektive Darstellung der Geschichte unseres Jahrhunderts. Es ist Erinnerungsarbeit feinsten Güte, und zwar auf vier Ebenen: Der Autor befaßt sich mit der Geschichte des real existierenden Sozialismus allgemein, mit der persönlichen Geschichte desjenigen, dem die Totenrede gelten sollte, mit seiner eigenen Geschichte und schließlich mit Aspekten der regionalen KPD/DKP-Geschichte.

Die wichtigste Funktion des Textes – und wohl auch die zentrale Intention des Autors – ist der triviale, aber zur Zeit gern verdrängte Nachweis: Wer den Ideen des Kommunismus anhing und als Kommunist politisch agierte, war nicht per se dumm, inhuman und willenloser Agent eines fremden Staates. Wenn man will, kann man den Kommunismus in Deutschland so sehen. Allerdings haben es allgemein geteilte und zumal politisch aufgeladene Klischees nun einmal an sich, daß sie nur zu einem sehr geringen Teil die tatsächlichen Verhältnisse widerspiegeln. Meistens ist die Wahrheit komplizierter. Und eine andere Facette kommunistischen Engagements besteht zweifellos darin, daß sich hier Menschen oft ein Leben lang dem politischen Einsatz für Ideale widmeten, die eine humane Zukunftsgesellschaft schaffen sollten. Wenn man etwa verstehen will, warum in den 70er Jahren ein nicht unbeträchtlicher Teil der politisierten Jugend den Lebensweg kommunistischer Widerstandskämpfer mehr Glaubwürdigkeit zusprach als denen ihrer eigenen Eltern oder Großeltern, dann hängt das auch mit dieser Art von lebenslangem Engagement unter widrigen Bedingungen zusammen. Eine wichtige Basis solchen Tuns lag in den humanen Ideen, Träumen und Zielvorstellungen, die demokratische Bewegungen in Deutschland schon seit der Aufklärung und mehr noch im 19. Jahrhundert maßgeblich geprägt hatten: „Wir lebten in der Gewißheit, daß sich die Geschichte vorwärts entwickelt, vorwärts auf eine klassenlose Gesellschaft, eine Gesellschaft der sozialen Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit und des Friedens.“ So überzeugend war diese Idee – so plausibel, schön und durchdacht, ja wissenschaftlich erwiesen –, daß mehr und mehr Segmente der Wirklichkeit von den Akteuren uminterpretiert, verdrängt und schließlich auch im Widerspruch zu den humanen Idealen ertragen wurden. Die Utopie schien schließlich so stabil und faszinierend, daß manch einer und manch eine es schafften, selbst die furchtbarsten Pervertierungen ihrer Ideale im Stalinismus zu ignorieren, als Propagandalügen zu mißachten oder als Durchgangsübel zu verniedlichen. In dieser Fluchtlinie geriet denn auch die ehrenvolle Tradition des Widerstands gegen den Nationalsozialismus zur flachen Heldengeschichte, deren Funktion vor allem darin bestand, die Kommunistischen Parteien und den staatsgewordenen „realen Sozialismus“ zu legitimieren. Die ganz unheroische, und wenn man so will: die menschliche Dimension kommunistischer Widerständigkeit geriet dabei aus dem Blick – die Zweifel an sich selbst und an der kommunistischen Idee, die Verführungskraft des Normalen, des angepaßten Lebens, der neuen Herrschaft, das Versagen unter dem Druck des Terrors, die ewigen Kompromisse, ohne die man nicht leben kann. All dies war nicht besonders hel-

denhaft, sondern eher in der Erfahrungsreichweite jedes Normalsterblichen – und damit überhaupt erst als wirklich ernstzunehmender Maßstab für das eigene Verhalten geeignet.

Manchen dieser Irrtümer, manchen Teil des Denkens und Handelns macht Weigle klar. „*Ist die politische Linie einmal gegeben, entscheidet die Organisation alles.*“ Er schildert, wie im allerengsten Kreis der Genossen auch mal Zweifel und Bauchschmerzen ausgedrückt wurden, wie uminterpretiert wurde, womit sich die Aufgabe eigenen Denkens begründen ließe. Manches macht Weigle sehr verständlich, nachvollziehbar, erklärt es also. Manch anderes ist heute schwer zu verstehen – etwa Weigles Auskunft, daß die kommunistischen Funktionäre nach den Enthüllungen Chruschtschows weniger über die Ausmaße der Stalinischen Gewaltpolitik schockiert waren, sondern vor allem darüber, daß die westliche Propaganda offenbar recht gehabt hatte. Man muß einmal mehr nachdenken, um das zu verstehen. Was den Genossen da in die Knochen fuhr, war nicht weniger als die blitzartige Erkenntnis, daß es hin und wieder besser sein könnte, den eigenen Beobachtungen Glauben zu schenken als der Parteilinie. Je nach Neugier und Einfühlungsbereitschaft muß man dem Autor nicht immer folgen. Allerdings lohnt es sich meistens, gerade die irritierendsten Äußerungen ernstzunehmen. Auch insofern ist Weigles Text nicht nur erklärend, sondern auch ein Steinbruch unerwarteter Wahrnehmungen und Verhaltensweisen, die der weiteren Entschlüsselung harren.

Weigle war und ist Journalist. Er kann schreiben, mit Sprache umgehen, argumentieren. Das macht die Lektüre attraktiv. Dennoch sollte sie selbstverständlich kritisch sein. Bei aller Anerkennung der Fähigkeiten des Autors sollten wir Leser nicht ausblenden, daß der Text nicht nur eine Darstellung, sondern auch eine Quelle ist. Er ist eine Selbstreflexion des Klaus Weigle, abgeschlossen im Jahre 1997, also eine Momentaufnahme, die unter Umständen drei Jahre vorher oder drei Jahre später etwas anders ausfallen würde. Wie bei allen Texten fand auch in diesem nicht nur das Denken und Schreiben des Autors ganz allein Eingang in die Publikation: Vor der – am Anfang gar nicht geplanten – Drucklegung holte Weigle bei Familienangehörigen, Freunden und Bekannten Beurteilungen ein, die in einzelnen Textteilen zu leichten Korrekturen, Ergänzungen, modifizierten Argumentationen führten. Und schließlich sollte dieser Text nicht nur als Erklärung für ein gebrochenes Versprechen oder als Argumentation mit ehemaligen Weggefährten gelesen werden: Wie oben schon erläutert, will Weigle vor allem erklären – teilweise auch mit nachvollziehbarer Erregung – warum er und manche andere Kommunisten waren. Diese Intention sollte berücksichtigt werden, sie erklärt auch manche Formulierung und Stilform.

Man sollte all dies berücksichtigen und doch wissen: Vergleichbare Hintergründe machen den Wert der meisten autobiographischen Quellen aus, ja, sie machen sie besonders spannend und besonders aufschlußreich. Denn hier wird ja nicht Objektivität vorgespiegelt, sondern mit offenen Karten gespielt: Es geht um Subjektives – und ob man Weigle folgen will, Wahrheiten erkennt oder Schönfärbereien vermutet, das bleibt jeder Leserin und jedem Leser selbst überlassen. Bleiben wird von der Lektüre hoffentlich, daß Kommunismus mehr darstellte, als die

Horrorembleme „KGB“ oder „Stasi“ nahelegen. So nachvollziehbar es allerdings ist, sozialen Errungenschaften des „realen Sozialismus“ nachzutruern, so viele gute Gründe gibt es dafür, dies nicht auf das System als Ganzes zu übertragen; Klaus Weigle spricht eine ganze Reihe von ihnen an. Aber sein Text hebt auch eine Erfahrung auf, die am Ende des 20. Jahrhunderts bewahrt werden sollte: Die Gesellschaft lebt vom kritischen Engagement des Einzelnen, und es gab und gibt gute Gründe, die Ellenbogengesellschaft nicht hinzunehmen, sondern über soziale Alternativen nachzudenken – vielleicht um so mehr, als der autoritäre Versuch des 20. Jahrhunderts gescheitert ist. Die kritische Lektüre des lesenswerten Textes von Klaus Weigle führt mitten hinein in die schwierige und differenzierte Auseinandersetzung mit diesem historischen Erbe.

**Neuere Veröffentlichungen von Klaus Weigle:**

- Mitteilungen an Tim! Se kun'n keene Unmenschen ut uns moken. Niederschrift eines Gespräches mit Hein Meyn, Privatdruck, o.O. 1988.
- Die Flensburger Kandidatenprozesse, in: DG 4, 1989, S. 373-386.
- Irren ist eine persönliche Leistung. Versuche eines Altkommunisten, sich Klarheit über den Ursprung seiner Irrtümer zu verschaffen, Privatdruck, Hamburg 1990.
- Vom Sturmgrenadier zum KPD-Landesvorsitzenden. Eine autobiographische Skizze (1946/50), in: DG 7, 1992, S. 213-242.
- Der „Rußlandfeldzug“ aus der Sicht eines Eutiner Stabsfeldwebels, in: DG 9, 1995, S. 103-124.
- Das Jahr 1945. Erinnerungen anlässlich des 50. Jahrestages des Kriegsendes in Deutschland, Privatdruck, Quickborn 1996.